

Eine Schützenfestrede

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **221 (1942)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meister umso leichter Gehör, wenn sie den Fremden die schlechte Legierung ihrer Waren nachweisen konnten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts konnten die Zürcher Goldschmiede geltend machen, sie erhalten mit ihrem Handwerk in der Stadt mehrere hundert Personen. In der neueren Zeit litt dieses Handwerk unter dem Juweliergewerbe, das, ohne eigene Werkstätten, den Handel mit Gold und Silberwaren einführte und zufolge deren zum Teil maschineller Herstellung stark auf die Preise der Handarbeit drückte. Auch schadete ihm der Rückgang des Kleiderschmuckes, namentlich zufolge des Verschwindens der Volkstrachten. Als Patron verehrten die Goldschmiede ihren Handwerksgenossen, den hl. Eligius, der infolge seiner Ehrlichkeit und Frömmigkeit im Jahre 588 Bischof von Noyon in Frankreich und später heilig gesprochen wurde. (Bild 7.)

Der bunte Blumenstrauß von Handwerken, über die wir in Kürze berichteten, umfaßt nur die des Bau- gewerbes und die der Metallarbeiter. In kleinen Orten brauchten die in der gleichen Zunft vereinigten nicht gleicher Art zu sein. Innerhalb derselben ordneten alle ihre Angelegenheiten nach ihren besonderen Bedürfnissen, aber im Rahmen der eingelebten, allgemein üblichen Gebräuche. Diese und die Handwerksvorschriften erscheinen uns heute in manchen Beziehungen recht kleinlich und sie

waren es oft auch. Darum entstanden die vielen Streitigkeiten. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß sich in früheren Zeiten das öffentliche und private Leben in viel engeren Grenzen bewegte als heute. Wenn auch gerade die Handwerker zufolge der ihnen vorgeschriebenen Wanderjahre zu den Leuten gehörten, die oft recht weit in der Welt herum gekommen waren, so wanderte doch auch damals schon nicht jeder Handwerksbursche mit offenen Augen und wachem Interesse für das Neue und Besondere und mußte schließlich nicht mehr von der Welt, als heute manche modernen Schnellreisenden. Aber selbst geistig Regsamen verwißchten, wenn sie sich zu Hause bleibend ihrem Berufe hingaben, die Sorgen um das tägliche Brot mit der Zeit die gewonnenen Eindrücke und lenkten ihre Schritte in die einförmigen Wege des Alltags mit all seinem Kleinram, dessen Bedeutungslosigkeit sie sich nicht einmal mehr bewußt waren. Nur wenn Gefellen vorsprachen, die aus Gegenden kamen, wo der Meister einst auch gearbeitet hatte, oder gar Grüße von ehemaligen Genossen überbrachten, dann erwachte bei fröhlichem Trunke die Erinnerung an die eigene Wanderzeit und kam zum Ausdruck in Liedern zum Preise des Wanderlebens und des Handwerks, von Leid und Freud, von Liebe und Sehnsucht nach der Heimat, wie sie einst auf den Landstraßen und in den Herbergen erklangen.

Eine Schützenfestrede.

Es war vor dem letzten Weltkrieg. In einer Stadt Nordfrankreichs wurde das französische Bundesschießen abgehalten. Außergewöhnliche Begünstigungen bewirkten jeweilen, daß zahlreiche Schweizer Schützen an diesen Wett-schießen teilnahmen. Unter ihnen figurierte der originelle Glarner Büchsenmacher Böckli, den die Natur mit einem weithin vernehmbaren, gellenden Sprachorgan ausgestattet hatte. Er war auch kein Verächter des Alkohols und schoß hervorragende Resultate erst, wenn er „in Stimmung“ war. Nun verstand er aber kein Wort französisch und war daher vollständig von seinen Kameraden abhängig. Das machte ihn nervös, und er fing bald über alles an zu schimpfen, trotzdem die Schweizer mit aller Liebenswürdigkeit empfangen und behandelt wurden. Das hätten die Franzosen nicht anders getan. In ihrer Festhütte war den Schweizern ein Extratisch mit der Aufschrift „Dixeurs suisses“ reserviert, und an diesen Tisch setzte man sich mitsamt dem unzufriedenen Meisterschützen zum Bankett. Sofort begann auch der Strom der offiziellen Festreden zu fließen. Der Brauch verlangte es, daß während derselben, die ausgerechnet an diesem Schweizertag sehr reichlich ausfielen, in der Hütte nichts serviert werden durfte. Daher mußte man auch lange auf das Essen warten. Das paßte unserem hungrigen und durstigen Böckli umso weniger, als die offizielle Rednertribüne mit den vielen Uniformen, den Ministern und Großtieren ordentlich weit vom Schweizertisch entfernt war und er von den Reden ohnehin nichts verstand. Beim Eintritt einer kleinen Pause steht er plötzlich auf, wirft die Hände in die Luft und beginnt mit seiner Stentorstimme also: „Bringit Dühr lieber afangs öppis z'frässe als immer nu z'schnörre; Dühr schnörrit ja alliwil, anstatt daß me tät serviere. I schiis

ech uf die schöne Rede, we me nüt z'frässe überchunt. Das isch ja kei Schütsefest, das isch e Schnörriest...“ In diesem Tone fuhr Böckli eine ganze Weile fort und schloß mit den Worten: „So, Ihr Schnörrihögge, Euch hanis emol gseit!“ Darauf setzte er sich nieder.

Da die Franzosen an den nächsten Tischen von der Rede Böcklis gerade soviel verstanden, wie dieser von den ihrigen, erhob sich tosender Beifall, der einen Journalisten mit Notizblock und Stift an den Schweizertisch lockte, wo er sich bei einem Berner Schützen deren Dank und volle Anerkennung für den liebenswürdigen Empfang und die großartige Durchführung des Festes holte.

Am folgenden Tage war im offiziellen Festbericht zu lesen: „Im Namen der Schweizer Schützen toastierte der Glarner Böckli in seinem heimatlichen Dialekt für Frankreich, verdankte den warmen Empfang und die überaus freundliche Behandlung, wie sie nur Frankreich zu bieten gewohnt sei, rühmte auch die einfach großartige Organisation, den mustergültigen Schießbetrieb und die vorbildliche Bewirtung. Es war nicht zu verwundern, daß die prächtigen, von Herzen kommenden Worte Beifall und helle Begeisterung ausgelöst haben und neuerdings dazu beitragen werden, die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Nachbarvölker noch enger zu knüpfen und die gegenseitigen Sympathien zu festigen.“

Die Notiz machte natürlich auch die Kunde durch die Schweizer Zeitungen. Böckli war der Held des Tages. Wenn man ihn aber späterhin daheim am Stammtisch etwa einmal mit seiner „offiziellen Festrede“ aufzog, schmunzelte er und erwiderte: „Das isch nu de blaß Nilid vo Eu. Dühr sid ganz di gliiche Schnörrihögge wie d'Franzose, aber hä, dene hanis gseit, daß me's in Frankreich und im Schwyzerland verstande hät! Profit einiwäg!“